

7. Sekundärliteratur

Jahrbuch der alten Lateiner : Schola Latina.

Halle (Saale)

Halle um die Jahrhundertwende Wie ich es als Schüler erlebte (1895 - 1898)

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Halle um die Jahrhundertwende Wie ich es als Schüler erlebte (1895 — 1898)

Von Professor D. Renatus Hupfeld, Heidelberg

Im April 1895, am Tage vor Beginn des neuen Schuljahres, stand ich, schon mittags angelangt, einsam in einem mir zugewiesenen Zimmer des Pädagogiums der Franckeschen Stiftungen am Fenster und sah von dort aus auf die alte Promenade mit ihren hohen Bäumen und darüber auf die Häuser der Altstadt Halles — kaum fähig, Tränen des Heimwehs nach meiner bisherigen Heimat Eisleben, nach meinen Eltern, die erst im Juli nach Halle übersiedelten und mich für dies Vierteljahr in diesem Internat untergebracht hatten, nach meinen bisherigen Freunden, die ich in Eisleben zurückgelassen hatte, zu unterdrücken, unendlich unglücklich in dieser fremden Stadt mich fühlend. Die anderen Stubengenossen waren noch nicht eingetroffen; ich war ganz allein in dieser mir völlig ungewohnten, mir kalt vorkommenden Umgebung. Ganz fremd war Halle mir nicht; ich wußte, daß ich in dem Hause meines Paten, des meinen Eltern eng verbundenen Professors Martin Kähler, eine jederzeit mir offenstehende Zuflucht finden würde. Ich empfand auch die eigentümliche Schönheit der Aussicht aus meinem Zimmer. Das langgestreckte Dach der Ulrichskirche, der mächtige Leipziger Turm, gegen Abend in der Abendsonne außerdem noch durch rötliches Licht bestrahlt, übte auf mich unzweifelhaft einen ästhetischen Reiz aus. Aber das Gefühl der Einsamkeit, des Abgeschnittenseins von allen mir vertrauten Lebensquellen legte mir einen so schweren Druck auf, daß ich nicht zu einem inneren Ausgleich kam. Als am späteren Abend die Stubengenossen, von denen Eberhard Kröter, mein Stubenseniör und gleichzeitig Klassenkamerad in der Obersekunda der Latina, mir ein lieber Freund wurde, eintrafen, lockerte sich wohl dieser Druck etwas. Nie aber hätte ich damals gedacht, daß mir Halle eine wirkliche Heimat werden würde! So sehr ich mich über das, was mir die Schule gab, freute — so fühlte ich mich im „Pädgen“ wie in einem Gefängnis eingeschlossen; und ich habe das Vierteljahr meines Aufenthalts dort dies Gefühl eigentlich nie ganz verloren.

Immerhin ist mir doch schon während dieser kurzen Internatszeit Halle selbst allmählich vertrauter geworden. Mein erster Gang an einem freien Nachmittag führte mich auf den Marktplatz. Ich wußte, daß ich hier einem köstlichen Stadtbild begegnen würde. Mein Vater besaß ein mehrbändiges illustriertes Werk, den sog. „Puttrich“, ein in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erschienenenes Buch über die „Baudenkmäler der Sächsischen und Thüringer Lande“, das mir während meiner ganzen Kinderzeit mein liebstes Bilderbuch gewesen ist und dem ich meine Liebe zur Architektur zu verdanken habe. Und dort war auch der Hallesche Marktplatz abgebildet. Einige Mitschüler haben damals, ohne daß ich es merkte, beobachtet, mit welcher Andacht ich mich in dies Bild vertiefte, und haben mich wegen meiner Versunkenheit in diese Schönheit weidlich geneckt. Offenbar war ich nun doch von der Wirklichkeit dieses ja tatsächlich großartigen Platzes ganz überwältigt. Der gewaltige „Rote Turm“, die viertürmige Marienkirche mit den durch eine Brücke hoch oben verbundenen Hausmannstürmen, das durch seinen reizenden Erkerturm fein gegliederte Rathaus, gegenüber dem Roten Turm klein wirkend, dazwischen das Händeldenkmal, das ich offenbar immer wieder umwandelte: das war schon ein einzigartiges Stadtbild!

Ganz zu eigen aber wurde mir Halle erst, als meine Eltern in eine reizende kleine Villa in der Giebichensteiner Burgstraße (G. war damals noch nicht in Halle eingemeindet) einzogen und ich nun von dort aus auf meinem immerhin etwa halbstündigen Schulweg mir die Stadt eroberte.

Halle war damals erst eine werdende Großstadt; die Grenze der hunderttausend Einwohner erreichte sie erst in diesen Jahren. Aber wie hatte sich seit der Jugend meiner Eltern, seit 1840-1865, der Charakter der Stadt gewandelt! Damals war sie wesentlich Universitätsstadt gewesen, der unumstrittene geistige Mittelpunkt der Provinz Sachsen. Inzwischen war sie Industriestadt geworden: Fabriken aller Art hatten sich vor allem im Süden, jenseits des Geländes der Franckeschen Stiftungen, angesiedelt, und damit hatte sich auch die Struktur der Bevölkerung merklich verändert. Von dieser Wandlung freilich konnte ich auf meinem Schulweg nicht viel sehen; er führte mich im wesentlichen durch die sog. „besseren“ Viertel. Ich gehörte dem Ostercoetus der Latina an, dessen Klassenräume über den Zimmern des „Pädgen“ im 5. oder 6. Stock dieses sehr nüchternen Baues, also im Ostteil der Stiftungen, lagen. So war das Ziel meines Schulwegs das kleine Pfortchen neben der Apotheke, das ich oft erst, wenn die Schulglocke ertönte, gerade noch mit Not und Mühe erreichte. Mein Schulweg führte also, den Mühlweg kreuzend, zuerst die Straße „Am Kirchtor“ mit ihren grün-umwachsenen Villen empor und an der ehrwürdigen Neumarktskirche, die ganz in das Grün eines alten Friedhofs eingebettet war, vorbei durch ein an Studentenbuden reiches Gassengewirr zur „Neuen Promenade“. Ihr folgend mußte man wieder ganz ordentlich steigen, die Universität, im Volksmund „Kaffeemühle“ genannt (damit war ihre äußere Gestalt gut charakterisiert!), zur Rechten, das hübsche Stadttheater oben auf der Höhe zur Linken lassend. In scharfer Rechtsbiegung ging es dann hinunter direkt auf das damals gerade im Bau begriffene, merkwürdigerweise in einem recht verfälschten romanischen Stil entworfene Hauptpostgebäude zu. In einer letzten Steigung mußte dann noch der Martinsberg überwunden werden. Dann endlich erreichte man, unmittelbar am Leipziger Turm die Leipziger Straße überquerend, oft von dem steten Auf und Ab recht erschöpft, jenes Törchen. Dieser Schulweg konnte einem aufmerksamen Beobachter sehr fein die Grundstruktur der Stadt eindrucklich machen. Was rechts von der Promenade lag, war der ursprüngliche Stadtkern, der all die schönen Bauwerke, die alten Kirchen, auch noch einzelne stattliche alte Bürgerhäuser barg, übrigens auch die ziemlich ruinenhafte Moritzburg mit dem Dom, und der durchzogen war von den engen eigentlichen Geschäftsstraßen Halles, der Großen Ulrichstraße, der Steinstraße und der Leipziger Straße, die ihrerseits ein Gewimmel von kleinen Gäßchen umschlossen. Den Reiz dieser Altstadt konnte ich im gewöhnlichen Alltag nur am Sonnabend bei meinem Schulheimweg auf mich wirken lassen, an dem wir als letzte Stunde eine Physikstunde in dem im Hauptgebäude der Stiftungen liegenden Pkysiksaal hatten. Um diese Altstadt hatte sich mit der Zeit ein zweiter umfassender Straßengürtel gelegt, etwa durch den Mühlweg im Norden, durch die Ludwig-Wucherer- und Magdeburger Straße im Osten begrenzt. In diesen Gürtel war dann auch der eigenartig gestaltete, fast an einen italienischen Campo santo erinnernde Stadtfriedhof einbezogen, auf dem meine Großeltern lagen, sowie ein durch die Friedrichstraße aufgegliederter Stadtteil, in dem auch damals noch viele Universitätsprofessoren wohnten, zu dem z.B. auch die Gütchenstraße gehörte, wo Prof. Kählers Haus lag, wo sich aber auch die z.T. sehr schönen, in großen Gärten gelegenen Häuser befanden, in denen meine Eltern ihre Jugend verlebt hatten. Im Ganzen war freilich dieser Stadtteil recht nüchtern gebaut. Besonders die Straßen, die sich westlich anschlossen, wo das Thalia-theater und die Loge lagen, die für das Musikleben und für manche größere Veranstaltung die nötigen Räume darboten, waren ausgesprochen langweilig gebaut. Gerade aber zu jener Zeit machte die Stadt einen erneuten Vorstoß zur Gewinnung neuen Baugeländes. Sie war ja im Westen durch die Saale begrenzt, im Osten z.T. durch die Eisenbahn. Sie breitete sich deshalb vor allem nach Süden, den ich eigentlich nie so recht kennengelernt habe und der wohl hauptsächlich ein Arbeiterviertel wurde, und nach

Norden, in der Richtung auf Giebichenstein und Trotha aus. Hier entstand ein etwas moderneres Villenviertel, wobei allmählich die Vorstädte in die Stadt hineinwuchsen. Daß wir gerade in diesem sich entwickelnden Viertel wohnten, war natürlich nicht uninteressant: wir erlebten es ja mit, wie da, wo die junge Welt ihre Tennisplätze hatte, plötzlich die Stephanuskirche, prompt im Volksmund „Tenniskirche“ genannt, erstand und nun eine Menge neuer Straßenzüge mit etwas präziöseren Häusern, dem damaligen Geschmack („Wilhelminische Epoche“) entsprechend, aus der Erde wuchsen. Selbstverständlich waren bei solchem Stadtwachstum auch einige Pannen passiert. So lag ganz nahe bei uns die Leutertische Maschinenfabrik, die mit ihrer Rauchentwicklung, wenn der Wind ungünstig stand, uns und unseren Nachbarn den Genuß unserer Gärten recht verkümmerte. Nicht minder unangenehm waren die Gerüche, die von der viel zu nahe an der Stadt im Osten gelegenen städtischen Abdeckerei uns bei Ostwind erreichten. Auch daß unmittelbar am Kirchtor das Zucht haus stand, offenbar in einer Zeit gebaut, in der man noch nicht daran gedacht hatte, daß sich hier ein schöner und vornehmer Villenteil entwickeln könnte, wirkte nicht gerade vorteilhaft auf das Stadtbild. Mich haben diese Schönheitsfehler wenig gestört. Ich liebte meinen Schulweg, auf dem sich so gut träumen ließ, auf dem ich manchmal – natürlich sehr laienhaft – mir die umfassendsten Systeme weltumfassenden Erkennens ausdachte, da ich diesen Weg ja meist ohne jede Begleitung etwa durch Mitschüler machte. Auf dem Rückwege von der Schule hatte ich bis zur Steinstraße einen Klassenkameraden als täglichen Begleiter, der in der modernen Dichtkunst und auch Philosophie ganz „au fait“ war, mich mit Gerhart Hauptmann und Nietzsche bekanntmachte und mit dem ich lebhaft disputierte. So waren die Schulwege eigentlich nie unfruchtbar. Vor allem aber hatte die Lage unserer Wohnung in Giebichenstein den großen Vorzug, daß, was an Halle landschaftlich „schön“ war, für mich in unmittelbarer Reichweite lag. War Halle eigentlich eine „schöne“ Stadt? Mich hat es, als ich später in Bonn lebte, einmal sehr empört, als ein nach Köln berufener juristischer Privatdozent, dem ich, weil er das schöne Bonn verlassen mußte, mein herzlichstes Beileid aussprach, sagte: na, es ist doch nicht Halle –, als ob das die häßlichste Universitätsstadt sei, die man sich denken könne. Natürlich, die Lage Halles ist, aufs Ganze gesehen, etwa mit Marburg, Heidelberg, Tübingen, Göttingen oder Bonn nicht zu vergleichen. Wenn man von der immerhin z. T. sehr schönen Altstadt absieht, ist Halle, auch städtebaulich betrachtet, keine schöne Stadt. Aber sie hat ihre ganz besonderen Reize. Und die lagen uns dort in der Burgstraße unmittelbar vor der Tür. Nur wenige Minuten Wegs – an Lehmanns „Palais“ vorbei –, und man war unten an der Saale, sah hinüber zu der einen herrlichen Baumwuchs zeigenden „Nachtigalleninsel“ (nüchternere Menschen nannten sie Peißnitz), blickte zur Linken hin über die weiten von Pappeln umstandenen Saalewiesen, wo im Winter herrlich Schlittschuh gelaufen werden konnte, und im Sommer lockten Kähne zu Fahrten auf dem sanft hinfließenden Gewässer; man konnte da wunderbar im Frühling zur Nacht dem schmelzenden Gesang der Nachtigallen lauschen und in verschwiegene Flußarmen auch am Tage träumen. Ging man am Ufer nach rechts, dann stand man plötzlich vor der von einem mächtig aufragenden Felsen herabschauenden Ruine der Burg Giebichenstein. Das Tal wurde hier eng, die Kröllwitzer Felsen gegenüber gaben dem Bild eine feine Geschlossenheit. Freilich mußte man sich darüber ärgern, daß gerade an dieser Stelle eine Papierfabrik und eine sehr häßliche Brücke die Romantik der Landschaft empfindlich störten. Auf dem Fluß selbst aber zeigte sich während des Semesters oft ein sehr fröhliches Treiben, vielfach auch am Abend; die Studentenverbindungen pflegten auf mit Lampions geschmückten „Gondeln“ ihre Sommerfeste zu veranstalten, Studentenlieder erklangen, und manches fröhliche Gelächter drang zum Ufer hinüber. Wenn

man noch weiter flußabwärts wanderte, kam man nach Bad Wittekind. Und dort lagen wohl die Felsen, von denen einst Eichendorff ins Tal hinein blickte und dieser Blick ihn so entzückte, daß er jene Verse dichtete:

Da steht eine Burg über'm Tale
und schaut in den Strom hinein,
das ist die fröhliche Saale,
das ist der Giebichenstein.
Da hab' ich so oft gestanden,
es blühten Täler und Höh'n,
und seitdem in allen Landen
sah ich nimmer die Welt so schön!

Ich habe diesen Lobpreis immer für reichlich übertrieben gehalten. Immerhin, wenn ich von unserem Haus aus an Lehmanns Garten vorbei fast täglich mit unserem Spitz auf „Lehmanns Felsen“ entlang spazieren ging und von dort oben hinab auf den Fluß, auf die Nachtigalleninsel und darüber hinaus auf die Wälder und Hügel der Döhlauer Heide blickte – das alles oft von der Abendsonne vergoldet, in stets neuer Beleuchtung –, dieser Blick ist mir nie über geworden, er hat sich mir tief eingeprägt, er konnte auf ein romantisch empfindendes jugendliches Gemüt wie ein Zauber wirken. Wenn ich nach Hause kam, waren dann auf dem Klavier etwa Schumanns Phantasiestücke die Exponenten der gleichen Stimmung. Es waren glückliche Stunden jugendlicher Schwärmerei, die diese eben doch in aller Schlichtheit „romantische“ Landschaft mir bescherte. Es gab zwei besondere Kennzeichen hallescher Schönheit: Nachtigallen und Fließer – Nachtigallen, die, auch in unserem Garten nistend, mit ihrem wunderbaren Gesang freilich den Schlaf rauben konnten; Fließer: die Burg Giebichenstein war ja ganz von Fließer überwachsen, und ich glaube eigentlich, daß auch der unmittelbar neben ihr gelegene „Reichardtsche Garten“, dessen eigentliches Charakteristikum freilich die an den Wegrändern mit Versen versehenen Felsblöcke (Erinnerungen an die Goethezeit!) waren, ein Fließerparadies war. Vor allem gab es herrliche mächtige Fließerbüsche an der Ostseite des Stadtfriedhofs, fast so schön wie im Schwetzingen Schloßpark hier bei Heidelberg. Also doch: eine Stadt voller Schönheiten! Zudem konnte man noch andere Schönheiten erreichen. Dazu rechne ich auch den freilich reichlich mühsam zu erwandernden Petersberg mit seiner weit in die Lande schauenden romanischen Kirche, dazu auch das ja nicht sehr ferne Bad Kösen mit „Saaleck und der Rudelsburg“. Und man darf ja nicht vergessen, daß immerhin damals eine Wanderung durch den Thüringer Wald und den Harz, da eine Fahrkarte z. B. nach Eisenach 4. Kl. nur 1,80 Mark kostete, keine unerschwingliche Sache war.

Wie aber stand es damals mit dem geistigen und künstlerischen Leben in Halle? Um mit dem letzteren zu beginnen: zweifellos stand Halle in jener Zeit noch sehr im Schatten des nahen Leipzig. Was Musik anlangte, hatte Leipzig im 19. Jahrhundert eine auch Berlin weit überragende Position. Seit Mendelssohns Wirksamkeit am Gewandhausorchester waren die Symphoniekonzerte des Gewandhauses die Erprobungsstellen für jeden, der als Komponist oder Virtuose Geltung bekommen wollte. Und die Thomaskirche war mit ihren Sonntagsmotetten und Sonntagskantaten für die protestantische Kirchenmusik normgebend. Wir mußten uns in Halle mit einem durchaus zweitrangigen Orchester, das aus Leipzig kam, dem „Windersteinorchester“, begnügen. Immerhin, wir waren froh, daß uns auf diese Weise doch die Welt der großen klassischen und romantischen Musik erschlossen, daß auch gelegentlich, freilich kühler aufgenommen, modernere impressionistische Symphonik dargeboten wurde. Viel wertvoller freilich waren die vom Solistenquartett des Leipziger Gewandhauses veranstalteten Kammermusikkonzerte. Hier wurde mir die Musik, die ich bisher nur durch

Vierhändigspielen kennengelernt hatte, wurden mir die Streichquartette Haydns, Mozarts, Beethovens, Schuberts, Schumanns, aber auch das Streichquintett Bruckners zu unmittelbaren Erlebnissen beglückendster Art. Auch Halle selbst hatte freilich eine eigene musikalische Tradition durch die Pflege der Oratorienmusik. Die Hallesche Singakademie, durch Robert Franz begründet, stand wohl damals nicht mehr ganz auf ihrer alten Höhe. Aber es war doch wundervoll, in der großen Hallenkirche, der Marktkirche, fast alljährlich die Matthäusp passion hören zu können und damit eine Feierstunde erleben zu dürfen, die sich unvergeßlich einprägte. Dazu schenkte uns auch der unter der Leitung seines Kantors Schröder stehende Städtische Chor feingestaltete Motettenfeiern. Es gab aber damals auch Privatmusikkreise, an deren einem ich wohl schon als Schüler, später auch als Student mitwirkte, die gelegentlich auch an eine beschränkte Öffentlichkeit traten. Im Gedächtnis ist mir insbesondere eine Aufführung der von dem Hallenser Komponisten Reichardt vertonten, von Matthias Claudius gedichteten „Weihnachtskantilene“ in der Kapelle des Diakonissenhauses geblieben, die solch ein Kreis, dem ich zugehörte, veranstaltete. Mit den anderen Künsten stand es zweifellos dürrtger. Ein städtisches Museum mag es gegeben haben, aber zu einer wirklichen Galerie hat es erst später Prof. Sauerlandt entwickelt. Man mußte schon nach Leipzig fahren, wenn man etwa in der Universitätsaula das sehr umstrittene Bild Max Klingers „Christus im Olymp“ oder auf dem Augustusplatz sein Beethovendenkmal, „Beethoven in der Wellenbadschaukel“ vom Volksmund genannt, oder in der reichhaltigen städtischen Bildergalerie seine „Salome“ oder „Kassandra“ oder, was mir noch mehr imponierte, Böcklins „Toteninsel“ und andere vielleicht noch wertvollere Landschaftsbilder vor allem der Düsseldorf Schule sehen wollte. Wir haben einmal unter Friedrich Neubauers Leitung einen regelrechten Kunstausschug nach Leipzig unternommen, um überhaupt einmal von bildender Kunst einen lebendigen Eindruck zu gewinnen. Mehr hätte man eigentlich in Halle auf dem Gebiet allgemeiner geistiger Anregung erwarten dürfen. Natürlich: das Theater vermittelte hier schon Wertvolles. Ich erinnere mich an eine zu vielen Diskussionen auch in der Familie Anlaß gebende Aufführung des „Hamlet“, soviel ich mich erinnere, mit irgendeinem prominenten Gast in der Titelrolle. Auch die „Medea“ von Grillparzer und Schillers Wallensteintrilogie hat sich mir tief eingeprägt. Gerade weil ich das Theater nur selten besuchte, ergriffen mich vielleicht die Erlebnisse, die es vermittelte, besonders. Jedenfalls weiß ich noch, daß eine Aufführung des „Lohengrin“ meinen Augen viel Tränen entlockte, weil der für Elsa so tragische Schluß mein Herz überforderte und auch die Musik Richard Wagners mich packte. Ich kann mich aber nicht erinnern, daß etwa die Universitätsprofessoren durch Vorträge in nennenswertem Umfang auf die Bevölkerung einzuwirken versucht hätten. Es war wohl doch damals die Universität eine im wesentlichen in sich schwingende Größe; sie fühlte sich als Geistesaristokratie, die „popularisierende“ Vorträge für unter ihrer Würde hielt. Es mag übrigens sein, daß ich hier falsch urteile. Ich erinnere mich jedenfalls, daß für die Vorträge, die mein Vater zum Besten des Gustav-Adolf-Vereins in Eisleben veranstaltete, die Theologieprofessoren Friedrich Loofs und Erich Haupt sich durchaus zur Verfügung stellten. Vielleicht lag der Grund dafür, daß ich in Halle mit der geistigen Luft der Universität erst als Student in engere Berührung gekommen bin, darin, daß ich, der ich in diesen letzten drei Jahren meiner Schulzeit viel zu arbeiten hatte, um den Ansprüchen der Schule zu genügen, einfach für solche Veranstaltungen keine Zeit hatte. Ich erinnere mich nur, im Saal der Loge mit großer innerer Anteilnahme einem Zyklus von drei fesselnden Vorträgen von Johannes Müller über „Jesus von Nazareth“ gelauscht zu haben, dessen Sprachgewalt mich damals ganz in ihren Bann schlug. Für das gesellige Leben Halles kamen wir

Schüler kaum in Frage. Hier hatten die Studenten absolut die Vorhand. Wie anders wäre dies in Eisleben gewesen!

Dagegen habe ich mich am kirchlichen Leben der Stadt – freilich wesentlich passiv – ziemlich lebhaft beteiligt. Ich war freilich als Primaner in Giebichenstein als Helfer im Kindergottesdienst auch aktiv tätig, allerdings mit mich oft sehr deprimierendem Erfolg, da ich erleben mußte, wie gering meine katechetischen Fähigkeiten waren. Im übrigen war es mir, da ich wesentlich doch ein Verstandesmensch war und fürchtete, innerlich zu verkümmern, direkt ein Bedürfnis, am Sonntag am gottesdienstlichen Leben der Stadt teilzunehmen. Halle hatte ja gerade als Stadt August Hermann Franckes eine durchaus lebendige kirchliche Tradition, die besonders dadurch, daß die theologische Fakultät wegen ihrer hohen Qualität aus ganz Deutschland viele Theologiestudenten anzog, eine erkennbare Stärkung erfuhr. Allerdings ging ich auf der Suche nach innerer Förderung gelegentlich auch sonderbare Wege. Die Giebichensteiner Pastoren zogen mich wenig an. Gern ging ich dagegen in die akademischen Gottesdienste, die damals meist im Dom, d. h. in der reformierten Kirche der Stadt, stattfanden. Eine Predigt von Erich Haupt über Psalm 42 ist mir bis heute noch im Gedächtnis geblieben, und die lebhafteste Predigtweise von Friedrich Loofs entsprach meinem Temperament offenbar besonders. Aber ich ging auch, freilich mehr aus Neugier, gelegentlich in die katholische Elisabethkirche, nicht weit von der alten Glauchaer Georgskirche gelegen, der ja eigentlich die Stiftungen zugehörten. Und einige Male besuchte ich auch einen baptistischen Saal, nicht weit von uns gelegen, in dem damals ein sehr begabter Prediger es ausgezeichnet verstand, die Gemeinde lebhaft in seine Schriftauslegung aktiv mit einzubeziehen. Solche meinen Vater nicht gerade sehr erfreuende Seitensprünge waren aber nicht die Regel. Im Ganzen zog es mich am meisten in die alte Neumarktskirche am Kirchtor. Daß ich dort noch die letzten Predigten des vor allem von meiner Mutter sehr verehrten Pastors Heinrich Hoffmann habe hören und auch an den von ihm reich ausgestalteten liturgischen Vespern habe teilnehmen dürfen, ist mir eine liebe Erinnerung. Und dort und später in der inzwischen erbauten Stephanuskirche mit meinen Eltern unter Pastor Meinhofs Kanzel inmitten einer großen Gemeinde zu sitzen, das bedeutete für mich viel.

Davon, was mir Halle dann als Student in den Jahren 1900-01 gegeben hat, zu sprechen, liegt außerhalb des Plans dieses kleinen Aufsatzes. Ich möchte aber zum Schluß noch von einem freilich erst später sich auswirkenden Erlebnis berichten, das wohl in diese Zeit gehört. Wir Schüler wurden anlässlich einer Volkszählung aufgefordert, Helferdienste zu leisten. Es wurden jedem einige Häuser zugewiesen, in denen wir zunächst die Formulare auszuteilen, dann aber wieder einzusammeln hatten. Ich bekam einige Häuser einer Nebenstraße der Reilstraße zugewiesen, ganz in der Nähe der dortigen Infanteriekaserne. Die Häuser sahen äußerlich gar nicht übel aus; eins war sogar wohl eine Art Villa, wo, soviel ich mich erinnere, ein feingebildeter Verlagsbuchhändler wohnte. Was mir aber an Wohnungs- und menschlicher Not in den anderen Häusern begegnete, spottete aller Beschreibung. Nicht nur daß in den einzelnen Wohnungen sich eine Unmenge von Menschen zusammendrängten, — daß man auch einer unvorstellbaren Verwahrlosung begegnete, das war für das Herz eines Primaners fast untragbar. Bei dem Abholen der Fragebogen mußte man meist ziemlich lange noch in den Zimmern verweilen, um unvollständige Angaben zu ergänzen: auch der Intelligenzstand dieser Menschen war ja z. T. niedrig. Ich erinnere mich, daß mir beim Betreten eines Zimmers einer solchen Wohnung ein derartig ekelhafter Geruch entgegenschlug, daß ich mich regelrecht übergeben mußte. Damals ist mir eine Ahnung davon aufgegangen, wie wichtig für die Lösung der sozialen Frage die Wohnungsfrage ist. Warum lebten diese Menschen so auf einen Haufen gedrängt eng

nebeneinander? Offenbar war in vielen Fällen das Arbeitseinkommen zu gering, um eine ordentliche Wohnung sich mieten zu können. Und nun lebten Eltern, Kinder und womöglich Kindeskinde so eng zusammen, daß bis in die intimsten Dinge hinein sich das Leben vor aller Augen vollzog. Wie konnte sich auf diesem Boden reines und sittlich geordnetes Leben entfalten! War das nicht ein Boden, aus dem nur ein revolutionärer Geist erwachsen konnte? Durfte man nur einfach über diese Verhältnisse schelten und diese Menschen, wenn sie aufbegehrten und eine neue Gesellschaftsordnung erstrebten, als „vaterlandslose Gesellen“ bezeichnen? War es zu verwundern, daß sie auch der offenbar die bestehende Ordnung stützenden Kirche ablehnend gegenüberstanden? Solche Eindrücke haben mich später offengemacht z. B. für die Bodenreformideen Adolf Damaschkens, die ich zunächst dadurch kennenlernte, daß mich seines Gesinnungsgegners Friedrich Naumanns politische Gedanken und Ziele sehr ansprachen, haben aber zur Folge gehabt, daß mir immer, so starke Wandlungen auch meine politische Einstellung später durchgemacht hat, die Frage gerechter sozialer Gestaltung im Mittelpunkt gestanden hat. Insofern ist also die Tatsache, daß mir während meiner Jugendzeit in Halle eine Industriestadt begegnete, von rechter Bedeutung für mich geworden.

Wenn ich aber mein Halle-Erlebnis als Ganzes ins Auge fasse, dabei auch die drei Semester der späteren Studienzeit mit einschließend, war es doch in erster Linie das „schöne“ und das „geistige“ Halle, das mir sich ins Herz schrieb. Wahrscheinlich würde ich mich in dem heutigen Halle kaum mehr auskennen und wiederfinden. Die Zeiten sind ganz anders geworden. Eichendorff schließt sein von mir oben zitiertes Gedicht mit den schwermütigen Worten:

Und Lieder und Lust und Schmerzen,
wie liegen sie nun so weit —
O Jugend, wie tut im Herzen
mir deine Schönheit so leid!

Etwas von dem hier Ausgesprochenen klingt auch in meinem Herzen nach

Die Abiturienten von Ostern 1910

wollen sich am 1. März 1960 in Kassel zusammen mit ihrem damaligen Klassenleiter, Herrn Ober-Studiendirektor a. D. Dr. Hackmann, treffen. Gemeldet haben sich bereits Dupuis, Windel, Wolf, Vetter. — Wer kann Auskunft über Adalbert Otto geben? Wer ist von den 19 Abiturienten sonst noch am Leben?

Rudolf Windel, Oberstudiendirektor i. R., Gütersloh, Moltkestr. 63.

Von den Jahrbüchern Schola Latina 1957, 1958 und 1959

ist ein Restbestand vorhanden.

Jedes Jahrbuch wird zum Preise von DM 2,25 abgegeben. Postscheckkonto Edgar Rudolph, Berlin W 15, Konto-Nr. 537 13.